Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Von dem durstigen Mann und seiner Frau
Autor: Wenger, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572972

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich in der Mundart von Obersaxen Abweichungen, die einen Zusammenhang der Sprachinsel mit den Mutterkolonien von Rheinwald und Davos als ausgeschlossen und die Möglichkeit einer späteren direkten Kolonisierung aus dem Wallis als gegeben erscheinen lassen. Dr. Leo Brun macht auch aufmerksam auf eine „erstaunliche Uebereinstimmung" in der Lautgebung zwischen den Mundarten von Obersaxen und Urseren, und er rechnet mit der Möglichkeit, daß die Obersaxer, aus dem Wallis kommend, einen ersten Halt im Urserental gemacht hätten. Es winken also in dieser Frage noch Themata für Doktordissertationen.

Obersaxen hätte das Zeug zur Sommerfrische. Es ist schön da oben mitten in der Berglandspracht des Bündner Oberlandes. Aber man hat sich bisher nicht auf die „Fremdenindustrie" geworfen. Nur Touristen sprechen ab und zu vor, Leute, die auf den Piz Mundaun wollen. Ich hätte auch gewollt und gerne den Weg über San Carlo nach Morissen und Pad Peiden eingeschlagen, um von dort zu den Walsern von Vals zu gelangen. Aber der „Rigi des Bündner Oberlandes" lüpfte seine Kapuze nicht, und der Nebel schlich allgemach herab bis auf die braunen Hütten von Misanenga und Miraniga. Da blieb nichts anderes übrig, als grollenden Herzens wieder ins Rheintal hinunterzuziehen und den Weg nach der Station Tavanasa-Brigels der Rätischen Bahn zu suchen. Es sei nur eine Stunde nach „Fenatse" und unterwegs könne ich dann die „schen neuw Brick" schauen, die erst vor ein paar Monaten fertig geworden sei.

Es ist eine gute Stunde vom Meyerhof nach Tavanasa. Wahrscheinlich deshalb, weil man so oft stille stehen und in die Pracht der Glarner Bergwelt vom Hausstock bis zum Tödi hinüberstaunen muß. Auch das feine Brigels hat man immer vor Augen. Der Weg vom Meyerhof setzt sich zunächst als schmales Sträßchen fort und wird dann zum Fußpfad, der sich von Hof zu Hof schlängelt durch duftendes Heu und braune Gaden. Das ist die Zwischentobler „Pirt" mit den Höfen Tusa, Klinga, Mira, Kiramiga, Sant Josep und ein paar andern. Vor allen Scheunentoren wurde gedengelt und auch zum Dengeln hat man Tabak im Munde, so daß man einem Fremdling nicht gut den Weg nach Tavanasa weisen kann. Von weitem grüßt das Kirchlein Sankt Martin herüber, das schon jenseits des großen Tobels in der „Innerpirt" steht. Die „schen neuw Brick" überspannt in imposanter Betonhaftigkeit das große Tobel von Val Gronda. Sie sieht ganz großartig aus, und man versteht den Stolz der Obersaxener auf ihre „Brick". Nur fehlen noch auf beiden Seiten die Zufahrtsstraßen; doch das wird schon noch kommen. Tief unten im Tobel liegt eine alte kleine Sägemühle, geduckt und verschüchtert unter der gewaltigen Brückenromantik. Es wird ihr nicht mehr so recht wohl sein dort unten, der alten, alten „Mili". Jenseits der Brücke wieder braune Häuser, duftende Heugaden, Histen, dengelnde Bauern, der Blick nach Brigels, auf Hausstock und Tödi. Herrgott, habt ihr's schön, ihr Obersaxener! Dann geht der Weg bergab im Zickzack durch den Wald; durch das Grün der Tannen schauen Bergdörfchen herüber vom andern Hang, Danis wahrscheinlich, Dardin und Capeder und weiter oben das stattliche Schlans. Und nach einer guten Stunde blickt dann das rote Dach des winzigen Bahnhöfchens von Tavanasa durch die letzten Tannen herauf, und der Mann mit der roten Mütze ist froh, daß er wieder einmal ein Billettchen verkaufen kann, wenns auch nur nach Ilanz ist. Im herrlichen Brigels oben aber funkelte die Abendsonne in den gastlichen Fenstern von Fausta Capaul.

Von dem durstigen Mann und seiner Frau.

Ein Märchen von Lisa Wenger, Delsberg.

Es war einmal ein Weiblein, dem es im Leben gut ging. Sie war fröhlich und guter Dinge; denn sie hatte einen Mann, der sie wohl erhalten konnte, war nicht auf den Kopf gefallen, flink und hübsch genug, um mit ihrem Schöpfer zufrieden sein zu

können. Mann und Frau taten ihre Arbeit, gingen auch an den Feiertagen zu Wein und Tanz, und oftmals kam die Frau der Uebermut an, daß sie hätte fragen mögen: Was kostet die Welt?

Das aber ist der Augenblick, auf den der Teufel wartet und sich dabei ins Fäustlein lacht. Da sät er seinen Samen aus, der denn auch alsobald aufgeht, wenn auch nichts besonders gutes daraus entsteht. Im Gegenteil. So sandte er denn eines Abends einen alten Legionär aus, der dem Manne, er hieß Peter, das Leben im Wirtshaus in gar beweglichen Worten zu schildern verstand, es auch nicht unterließ, ihn einen Pantoffelhelden zu schelten, der von daheim nicht fort dürfe, und ihm vorspiegelte, daß auch das Gute seinen Reiz verliere, wenn man es alle Tage habe. Gut, der Peter ging mit ihm ins Wirtshaus, und der Legionär brachte ihn beim Hahnenschrei total betrunken und kaum noch als einen Menschen nach Hause. Die Frau schrie Zeter und schob den Rausch ihres sonst unbescholtenen Mannes ohne weiteres dem Herrgott in die Schuhe, der ihn nicht genug behütet habe, überschüttete aber nebenbei den armen Zecher mit allen Schimpfworten, die sie je von vorüberfahrenden Fuhrleuten gehört hatte. Einen „Lumpen" nach dem andern warf sie ihm an den Kopf und gab ihm vom Morgen bis zum Abend kein gutes Wort. Der Teufel lachte sich darob wiederum ins Fäustchen; denn nun brauchte er seinen Getreuen, den Fremdenlegionär nicht mehr zu bemühen. Der Peter ging ganz von selber wieder ins Wirtshaus, nachdem er den ganzen Tag unter den Schimpfwörtern seiner Frau und seinem eigenen bösen Gewissen geseufzt hatte. Der zweite Rausch war schon leichter zu tragen, der dritte schien ihm natürlich und selbstverständlich, und die nächsten zählte er gar nicht mehr.

Das tat seine Frau für ihn. Und als er beim zwanzigsten angekommen, da lief sie durchs Dorf und spann ihren Faden von der Unmäßigkeit und der Liederlichkeit ihres Mannes von einem Haus zum andern, jammerte, daß ihr schönes Anwesen um seinetwillen dem Teufel zugehe, und daß sie, die doch unschuldig sei wie ein neugeschorenes Lämmlein, mit dafür büßen müsse, daß der Teufel ihren Mann nicht aus den Klauen lasse. Erfuhr der Peter, daß die Frau ihn einen Saufaus und Lüderjahn genannt, so prügelte er sie in seinem Katzenjammer windelweich und mußte des Abends wiederum ins Wirtshaus, um sowohl zu vergessen, daß seine Frau ihn verleumdet, als auch, daß er einst ein tüchtiger Bauer gewesen, nun aber ein elender Lump, Nichtsnutz und Weiberschinder geworden.

Da der Teufel aber übermäßig bei seinen Genossen ob der beiden armen Seelen prahlte, die da mit seiner freundlichen Hilfe dem Verderben zurannten, wurde es dem lieben Gott zu bunt. Er wußte, daß im Herzen von Mann und Frau noch manch Körnlein Gutes wartete, das zum Keimen gebracht werden konnte. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, einen seiner Hilfsengel zu rufen und ihm aufzutragen, Mann und Frau zu retten, wenn sie sich nicht besonders ungeberdig dabei aufführten.

So kam denn eines Tages ein altes Weiblein auf das Haus der armen und traurigen Frau zu, die vor lauter Schelten und Jammern nicht mehr dazu kam, sich ordentlich anzuziehen und ihr Heim in Ordnung zu halten. Sie plauderten zusammen, tranken Kaffee, und die Frau Else leerte ihr Herz, fragte auch bald das Weiblein, ob es denn nicht einen Trank oder sonst etwas wisse, das einem Manne das Saufen verleiden könne; denn sie, oder eigentlich ihr Mann, hätten ihn bitter nötig. Er triebe sein Laster auch gar zu bunt, und sie wundere sich bloß, daß der liebe Gott noch nicht mit Ruß und Salz dahinter gefahren sei.

Das alte Weiblein lobte zuerst die Geduld Gottes und meinte dann, einen Zaubertrank kenne sie nicht; aber es wachse irgendwo eine Blume, rot mit goldenem Herzen, die sei von solcher Kraft, daß, wer nur daran rieche, niemals mehr einen Tropfen des Giftzeuges zu sich nehme, sondern nur noch klares Brunnenwasser trinken möge. Aber der Weg zu der Blume sei weit und mühsam; wer sie suche, dürfe kein Wörtlein reden, ganz besonders nie und nimmermehr auf einen Nebenmenschen schimpfen; denn das vertrage die Blume nicht. Entschlüpfe ihm

auch nur ein armes Wörtlein, so sei die ganze Mühe umsonst gewesen.

Die Frau horchte hoch auf. „Ich gehe," sagte sie, „ich suche die Blume. Ich tue das meinem Mann zuliebe." „Ei," sagte das alte Weiblein, „nicht auch dir zuliebe?" „Nun, man will doch gerne einen Mann, der nicht zum Gespött des Dorfes wird", sagte die Frau. „Ei, natürlich," sagte das alte Weib. „Aber," fuhr sie fort, „die ganze Sache ist leichter, und der Weg lange nicht so weit, wenn man selber keine Schuld hat. Im Nu ist man oben auf dem Berg und findet die Blume." „Schuld," sagte die Frau, „habe ich durchaus keine, und die Blume will ich bald finden." Sie bat die Alte, in ein paar Tagen wieder zu kommen, um zu hören, wie die Sache abgelaufen. Das versprach diese gerne, bedankte sich schön für den Kaffee und ging.

Am nächsten Tag in der Frühe machte sich Frau Else auf den Weg. Sie schürzte ihre Röcke und salbte ihre Schuhe, nahm aber weder zu essen noch zu trinken mit; denn sie gedachte um Mittag wieder zurück zu sein. Dem Peter, der noch da lag und schnarchte, machte sie die Faust, und nahm darauf den Weg unter die Füße.

Voll guter Gedanken ging sie ihres Weges. Wie schön es doch von ihr sei, ihren Mann erlösen zu wollen, und wie er ihr wohl ewig dankbar sein würde, und daß es eigentlich seine Sache wäre, so in der Sonnenhitze herumzulaufen, statt daheim in der kühlen Stube zu liegen, zu faulenzen und darnach aufzuessen, was sie ihm in die Ofenröhre gestellt. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirne und wirbelte beim Gehen den Staub auf, daß er zwischen ihren Zähnen knirschte, litt schwer an Durst und fand keinen Brunnen, kurz, plötzlich kam es über sie, daß sie ihres schönen Zieles vergaß und zornig und laut in die Hitze hinausschrie: „Du Saufaus, du lumpiger."

Aber sobald das Wort ihr entfahren war, saß sie ganz verstört daheim hinter dem Haus auf der Scheiterbeige, und wenn sie nicht ihre staubigen Schuhe hätte baumeln sehen, hätte sie gedacht, die ganze Reise sei ein Traum gewesen. Als sie sich endlich von ihrem Schreck erholt, ging sie langsam und ein wenig bedrückt ins Haus, und war diesmal froh, daß ihr Mann, nach seiner Gewohnheit, im Wirtshaus saß.

Am nächsten Morgen machte sie sich aber zum zweiten Mal auf den Weg, und das war schön von ihr. Sie ging daher leichten Fußes auf der Landstraße dahin; denn nichts hilft einem Schweres, das andere einem antun, so gut überwinden, als wenn man sich sagen kann, daß man eigentlich ein ganz vorzüglicher Mensch sei, und daß der, um dessentwillen man sich zum Beispiel auf der staubigen Landstraße herumschlug, im Grunde durchaus nicht wert sei, daß man sich außer Atem laufe. Item, sie ging und ging. Die Sonne brannte, daß ihre Haut knisterte, und der Staub in Wolken hinter ihr her flog. Als es Mittag und bald Nachmittag wurde und der Weg immer gleich blendend und weiß vor ihr lag, ärgerte sie sich darüber; denn bei ihr traf nicht ein, was das alte Weib über die Länge des Weges gesagt: sie trug keine Schuld an der Liederlichkeit ihres Mannes, im Gegenteil. Als sie schon beinahe den Mut verloren, kam eine Bäuerin daher, die blieb bei ihr stehen und beide kamen bald in ein Gespräch. Und ehe Frau Else recht überlegt hatte, was sie sagte, war sie schon mitten im Schimpfen drin: „Ein Bruder Liederlich ist er, ein Saufaus, und..." Aber da war die Bäuerin weg und der Weg weg und der hohe Berg weg mit der Blume, und die gute Frau Else saß daheim hinter dem Haus auf dem Scheiterhaufen und wischte sich die Augen aus. Sie weinte, gab sich selbst eine Ohrfeige, und nannte sich mit einem Namen, den sonst ihr Mann zu hören bekam. Bedrückt ging sie endlich ins Haus, und war froh, daß ihr Mann fort war; denn er hätte es leicht gehabt, sie auszulachen, sie, die ihm angekündigt, daß sie ausziehe, um ihn zu erlösen von seinem Laster. Als er nun wiederkam, begrüßte sie ihn feundlicher als gewöhnlich, kochte eine gebrannte Mehlsuppe, die er sehr liebte, und brachte ihn dadurch beinahe zu Tränen; denn gerade an dem Tag hatte er das letzte Geld vertrunken, das sie besaßen. Er schwor sich zu, daß er eine ganze Woche nicht ins Wirtshaus gehen wolle, und fürchtete sich sehr davor, den Schwur am nächsten Tag nicht halten zu können; denn er kannte sich.

Am Morgen in der Frühe ging die Frau zum dritten Male tapfer auf der Landstraße dahin. Diesmal hatte sie Brot und Milch mitgenommen; denn Durst mochte sie nicht leiden um eines Mannes willen, der sich darin niemals Zwang antat. Sie ging und ging, und wenn sie eine Stunde gegangen war, schien ihr der Weg immer gleich lang zu sein, und der Berg mit der Wunderblume immer gleich weit weg, so daß sie immer mutloser wurde.

Es wurde Mittag und schwül, und drückend lastete die heiße Sommerluft auf ihr; es wurde Nachmittag, und noch blieb der Berg in weiter Ferne. Ihre Milch hatte sie längst ausgetrunken, und der Durst quälte sie sehr. Nirgends war ein Brunnen zu sehen, noch ein Apfelbaum, so daß sie sich hätte an einem Aepfelein erquicken können. Sie ging und ging, der Weg blieb heiß und staubig, ihre Füße schmerzten sie, und die Zunge klebte ihr am Gaumen. Da sah sie plötzlich am Wege ein Häuslein stehen — fünf Minuten vorher war es noch nicht da; aber der Teufel ist ein flinker Baumeister — mit rotem Laden und lustiger Musik und einem goldenen Rebenkranz über der Türe. Mit drei Schritten war sie drin, ließ sich zu trinken geben und trank rasch in langen Zügen, bis das Glas leer war, und trank noch einmal und noch einmal. „Frau," lachten die Gäste, „laßt uns auch noch etwas übrig?" Aber sie winkte nur mit der Hand, „erst den Durst löschen," keuchte sie und leerte ihr Glas. Das fiel ihr plötzlich aus der Hand, und sie saß auf dem Scheiterhaufen hinter dem Haus, blöde lachend und totmüde, legte sich hin und schlief ein.

Bis zum hellen Mittag schlief sie, und als sie aufwachte, wußte sie nicht wo sie war. Aber plötzlich merkte sie es; denn das harte Holz und die dürren Tannennadeln stachen sie in Gesicht und Hände und sie fühlte sich zerschlagen und zerschunden. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und schämte sich ganz gewaltig. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und weinte laut. „So eine bist du," dachte sie stöhnend, „so eine bist du und hast deinen Mann erlösen wollen!" Sie weinte bis ihr Taschentuch so naß war, daß sie es ausringen mußte. Darauf ging sie langsam in die Stube.

Spät kam ihr Peter nach Hause, denn er hatte richtig seinen Schwur nicht gehalten. Das arme, beschämte Weiblein ging auf ihn zu, grüßte ihn, schalt auch nicht, wie sie sonst getan, sondern ging still daran, ihm mitten in der Nacht eine Bratwurst in der Pfanne zischen zu lassen und auf den Tisch zu stellen. Der Mann setzte sich zerknirscht neben sie, und in seinem jämmerlich von Gewissensbissen zerschundenen Herzen quollen alle guten Vorsätze wieder empor. Und weil es nicht wahr ist, daß der Weg zur Hölle von guten Vorsätzen gepflastert ist, sondern eben der zum Himmel – denn nur wers aufgibt, gute Vorsätze zu fassen, fährt zur Hölle – so faßte der Peter so viele, als ihm zu tragen möglich waren. Und einer blieb hängen, und der genügte, daß er am nächsten Abend zu Hause blieb und der Frau das Holz in die Küche trug. Das wiederum bewirkte, daß die Frau sich sagte: Bleibt er zu Hause, so soll ers gut haben, und in den Keller hinunter stieg und einen Schoppen heraufholte. Später gingen sie hinter das Haus, um zusammen die Obstbäume zu besehen.

Und kurz und gut ... es kam ein Tag, an dem das alte Weiblein wieder zu der Frau auf Besuch kam. Aber nicht nach einer Woche, sondern nach vielen Monaten. „Und?" fragte es. „Habt Ihr die Wunderblume gefunden? Es glänzt ja alles im Haus, vorab Eure und des Mannes Augen." Da lachte die Frau. „Ach, Ihr mit Eurer Wunderblume! Ganz von selber ist alles wieder gut geworden. Ich habe die Blume gar nicht gebraucht." „Amen," sagte das Weiblein, und freute sich, daß der liebe Gott wieder einmal gegen den Teufel im Vorteil war.

Sprüche.

Selbstbeherrschung ist die edelste Heuchelei.

Gewalt will betrogen werden.

Ilse Franke.

□ □ □